

Bosco / Fiandra / Gerdes / Magris / Rega / Rocco (Hg.)

Ferne und Nähe

Nähe- und Distanzdiskurse in der
deutschen Sprache und Literatur



V&R

unipress



unipress

Lorella Bosco / Emilia Fiandra /
Joachim Gerdes / Marella Magris /
Lorenza Rega / Goranka Rocco (Hg.)

Ferne und Nähe

Nähe- und Distanzdiskurse in der deutschen Sprache
und Literatur

Mit 25 Abbildungen

V&R unipress



Deutscher Akademischer Austauschdienst
German Academic Exchange Service

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://dnb.de> abrufbar.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des Deutschen Akademischen Austauschdienstes.

© 2023 Brill | V&R unipress, Robert-Bosch-Breite 10, D-37079 Göttingen, ein Imprint der Brill-Gruppe
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia Pte Ltd,
Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland; Brill Österreich GmbH, Wien,
Österreich)

Koninklijke Brill NV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Hotei, Brill Schöningh, Brill Fink,
Brill mentis, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau, V&R unipress und Wageningen Academic.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen
schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Caspar David Friedrich, Auf dem Segler. [https://commons.wikimedia.org/wiki/](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Caspar_David_Friedrich_004.jpg#filelinks)
[File:Caspar_David_Friedrich_004.jpg#filelinks](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Caspar_David_Friedrich_004.jpg#filelinks).

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Birkstraße 10, D-25917 Leck
Printed in the EU.

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-8470-1616-8

Inhalt

Einleitung 9

Sektion 1: Empathie, Distanz und Zugehörigkeit: literarische und sprachliche Ausdrucksformen

Mathias Mayer (Universität Augsburg)

Annäherung durch Entfernung: Beobachtungen zu Goethe.

Ein Vortrag 17

Marina Foschi (Università di Pisa)

Zurückbleiben, bitte! Du tritt vor! Semantik und Pragmatik deutscher

Wörter der Nähe und Ferne 29

Moira Paleari (Università degli Studi di Milano)

Autobiographische Selbstdarstellungen als Ausdruck von Nähe und

Distanz: das Beispiel von Else Lasker-Schülers *Mein Herz* (1912) und

Wassily Kandinskys *Rückblicke* (1913) 47

Raul Calzoni (Università di Bergamo)

»Nah und fern klappende Türen, aber keine Menschenseele«.

Die Dialektik der Ferne und Nähe in Walter Kempowskis

»Echolot-Projekts« 61

Federica Missaglia (Università Cattolica del Sacro Cuore, Milano)

Lautsprachliche Kennzeichen von Nähe- und Distanzsprechen 71

Ramona Pellegrino (Università di Genova)

»dem lebendigen Sprachraum seit fünfzig sechzig Jahren fern«: Nähe und

Distanz zum deutschen Sprach- und Kulturraum in narrativen Interviews

des Israelkorpus 89

Sektion 2: Versprachlichungs- und Literarisierungsformen der Distanz

Claudia Maria Riehl (Universität München)
 Deutsch spricht man auch in weiter Ferne: Varietäten des Deutschen in Europa und Übersee 109

Claudio Di Meola / Daniela Puato (Università di Roma Sapienza)
 Die deutschen Zukunfts- und Vergangenheitstempora im Spannungsfeld zwischen Nähe und Ferne 129

Anne-Kathrin Gärtig-Bressan (Università di Trieste)
 (Auch) eine Frage der Distanz: Futur II oder Perfekt zum Ausdruck der komplexen Zukünftigkeit 143

Luca Zenobi (Università dell’Aquila)
 Lebenswelt und Virtualität im Fauststoff: Von den Volksballaden bis zum 20. Jahrhundert 159

Maria Paola Scialdone (Università di Macerata)
 Ferne und Nähe als strukturelles Prinzip und Leitmotiv im »Covid-19-Pandemoir« deutscher Sprache 177

Daniela Nelva (Università di Torino)
 Konkrete und ideologische *Nähe* und *Ferne* in Stefan Heyms Leben und Werk 193

Sektion 3: Treue oder Verfremdung: Textnähe und Textferne in Literatur, Übersetzung und Sprachdidaktik

Elena Raponi (Università Cattolica del Sacro Cuore, Milano)
 Hofmannsthals *Alkestis* (1894). Zwischen Mythos und Metapher 209

Federica Rocchi (Università di Perugia)
 »Zeit ist Trug und Jahre rannen«. Karl Wolfskehl – Übersetzer im Exil . . . 221

Federica Ricci Garotti (Università di Trento)
 »Ich kann Sie nicht mehr hören...« Ergebnisse einer Studie über die online DaF-Didaktik 233

Ulrike Simon (Universität di Bari)
Warum in die Ferne schweifen? – Zum Nutzen von *Linguistic Landscapes*
im DaF-Unterricht 249

Maria Paola Bissiri (Universität dell’Insubria, Como) /
Livia Tonelli (Universität di Genova)
Annäherung der Distanz zwischen dem Deutschen und anderen
Sprachen: die phonetische Konvergenz 267

Einleitung

Ferne und Nähe sind zwei Begriffe, die seit jeher Gegenstand von literarischen, sprachwissenschaftlichen, soziopolitischen, psychologischen und vielerlei anderen Diskursen sind. Literarische Werke und Essays sowie Forschungsarbeiten, die sich mit diesen beiden Dimensionen auseinandergesetzt haben, sind bekanntlich Legion. Ferne und Nähe können raum-, zeit- und personengebunden sein. Die Absicht, zu diesem Thema noch etwas Innovatives beitragen zu wollen, könnte anmaßend erscheinen. In letzter Zeit haben aber Ferne und Nähe mit den ihnen verwandten semantischen Konzepten (z. B. Weite, Fremdheit, Entfernung, Fernweh, Aus- und Entgrenzung, Andersheit, Heimweh, Nostalgie, Grenze, Beschränkung gegenüber Verbundenheit, Vertrautheit, Nachbarschaft, Verwandtschaft, Sympathie, Empathie) zunehmend an Bedeutung und Aktualität gewonnen – und dies nicht zuletzt auch wegen der durch die Corona-Pandemie weltweit ausgelösten Krise. Ferner hatte das Thema einen gleichsam symbolischen Charakter hinsichtlich des Ortes, wo die Dreijahrestagung des italienischen Germanistenverbandes 2022 stattgefunden hat: In Triest haben sich verschiedene Kulturen seit eh und je getroffen – manchmal sich aneinander annähernd, manchmal voneinander Distanz nehmend. Diese Ambivalenz schien ein gutes Omen für die erste AIG-Tagung nach der Pandemie zu sein – bei dem man nach so viel körperlicher Distanz die persönliche Nähe der Anderen spüren wollte.

Die Beiträge sind nicht in zwei Sektionen Literaturwissenschaft und Sprachwissenschaft getrennt, wohl aber je nach Schwerpunkt zusammengestellt und ideell in drei Hauptstränge aufgeteilt worden:

Empathie, Distanz und Zugehörigkeit: literarische und sprachliche Ausdrucksformen

Versprachlichungs- und Literarisierungsformen der Distanz

Treue oder Verfremdung: Textnähe und Textferne in Literatur, Übersetzung und Sprachdidaktik

Empathie, Distanz und Zugehörigkeit: literarische und sprachliche Ausdrucksformen

In diesem ersten Teil wurden Beiträge gesammelt, die die komplexe Bewältigung des Spannungsverhältnisses Ferne/Nähe darstellen, wobei man über die konzeptuellen und sprachlichen Stereotypen hinausgeht und das Thema auch in einer identitätsstiftenden Perspektive behandelt wird.

In seinem Beitrag *Annäherung durch Entfernung* beobachtet **Mathias Mayer** die Konstellation Nähe und Ferne, die öfter in Goethes Werken vorkommt, in Bezug auf die poetologische Perspektive des Dichters. Anhand einer reichen Reihe von Beispielen v. a. aus dem *Faust* beweist Mayer, wie es Goethe meisterhaft gelang, »Krisenbewältigung und Kreativität, den Schmerz und seine Gestaltung zu synthetisieren, und dabei das Absurde der Gegenwart und Nähe wie auch die heikle Nacht der Ferne in eine höchst seltene Balance zu bringen.«

In ihrem Beitrag *Zurückbleiben, bitte! Du tritt vor!* untersucht **Marina Foschi** die Semantik und Pragmatik der Wörter der Nähe und Distanz im sprachwissenschaftlichen Bereich und in authentischen Texten. Nach der Darstellung der Theorie der Deixis und Theorie des Nähe-Distanz-Kontinuums von Koch/Oesterreicher (1985, 1990) werden die Ergebnisse einer ersten Pilotuntersuchung von der sprachlichen Kodierung menschlicher Nähe-/Ferne-Beziehungen her präsentiert. Foschi gelingt es, anhand verschiedener Texttypen und -sorten zu beweisen, dass der logische Gegensatz, der durch die Nähe-Ferne-Opposition ausgedrückt wird, nicht immer gleich ist. Die semantische Opposition zwischen den Polen *fern* und *nah* wird somit überwunden. Foschis Analyse der Nähe- bzw. Distanzsprache hebt Sprachmittel hervor, die Indikatoren einer »metaphorischen« Dimension der Nähe und Ferne sind. Es handelt sich in den meisten Fällen um Sprachmittel, die menschliche Nähe oder Ferne suggerieren, ohne sie durch einschlägige Wörter zu benennen oder die entsprechenden semantischen Bereiche zu thematisieren. Als Wörter-in-Texten weisen *Nähe* und *Ferne* reichhaltige Möglichkeiten auf, unterschiedliche Arten der Annäherung bzw. Distanzierung unter Menschen auszudrücken.

Monica Paleari geht auf das Verhältnis Nähe als Referenz/Wahrheit und Distanz als Fiktion/Dichtung in autobiographischen Darstellungen am Beispiel von Lasker-Schüler (*Mein Herz*) und Kandinsky (*Rückblicke*) ein und kommt zu der Schlussfolgerung, dass in den Werken dieses ungleichen Duos – bei allen Unterschieden – einige wiederkehrende Elemente zu erkennen sind, und zwar dass beide Werke von einer starken Annäherung bzw. einer engen Verzahnung von Leben und Kunst zeugen, so dass das individuelle Ich zu einem Kunst-Ich wird.

Gegenstand des Beitrags von **Raul Calzoni** ist Walter Kempowskis vierteiliges und zehnbändiges Werk *Das Echolot* (1993–2005), ein »Mosaik« aus Fotografien und Textzeugen, das zu einem echten Erinnerungsort wird und den Leser zwingt, die wichtigsten »Stationen der Geschichte« (u. a. Berlin, Dresden, Leningrad, Stalingrad, Auschwitz) als Zentren der Nähe und Ferne zu betrachten. Das Echolot wird somit zu einem Werk, das die Ferne und die Nähe der Geschichte durch einen fiktionalen und fingierten Dialog mit den Toten verbindet.

In ihrem Beitrag geht **Federica Missaglia** vom Modell von Koch/Oesterreicher (1985), aber auch von Ágel/Hennigs Modell (2006a und b; 2007) aus und auf die Frage ein, ob und inwiefern phonetische und prosodische Phänomene als lautsprachliche Kennzeichen von Nähe- und Distanzsprechen interpretiert werden können. Anhand einiger Beispiele wird gezeigt, dass lautsprachliche Aspekte als nahe- und distanzsprachliche Erscheinungen identifiziert werden können, d. h. als phonetische und prosodische Manifestationen gesprochener Sprache, deren Anwesenheit und Ausprägung als Indizien für die Verortung von mündlich dargebotenen Texten auf dem konzeptionellen Nähe-Distanz-Kontinuum betrachtet werden können. Die Autorin versteht ihre Überlegungen als theoretische Ausgangsbasis für korpusgestützte empirische Untersuchungen, die in Anbetracht der phonetisch-phonologischen Regelmäßigkeiten und der zahlreichen Sprecher:innen-, Situations- und kontextbedingten Variationsmöglichkeiten phonetisch-prosodischer Realisierung Einsichten für die kommunikativ-konzeptionelle Interpretation konkreter lautsprachlicher Äußerungen bieten.

Anhand von Interviews mit 15 in Palästina/Israel lebenden Österreicher:innen und unter Einsatz des Chronotopos-Konzeptes in Bezug auf Nähe und Distanz zum deutschsprachigen Kulturraum untersucht **Ramona Pellegrino** Personalpronomen und deiktische Elemente, um die geistig-intellektuelle Nähe/Ferne zum deutschen Sprachraum auszudrücken. Dabei geht sie auf die Frage ein, wie sich diese Elemente auf die narrative Identität der Interviewten auswirken und ihnen erlauben, trotz der zeitlichen und räumlichen Ferne die Nähe zum deutschsprachigen Raum dauerhaft wiederherzustellen und sich als zugehörig zum deutschen Sprach- und Kulturraum zu positionieren.

Versprachlichungs- und Literarisierungsformen der Distanz

In dieser Sektion richtet sich das Augenmerk zum einen auf die räumliche Dimension der Deutschsprachigkeit, auf die Stellung des Deutschen in verschiedenen deutschen Sprachgemeinschaften weltweit und das komplexe Zusammenspiel der Faktoren seiner Verbreitung und Aufrechterhaltung in der Ferne. Zum anderen gilt das Interesse einigen tempuslinguistischen Aspekten, wobei sich Nähe und Ferne als vielschichtige Kategorien erweisen, die semantisch und

pragmatisch gesehen neben der temporalen auch verschiedene andere Dimensionen besitzen.

Claudia Maria Riehl stellt die Lage der deutschen Sprache im Ausland v. a. in Bezug auf deutsche Sprachensklaven in Russland, Australien und Brasilien dar. Dabei zeigt die Autorin, dass die deutsche Sprache in der Ferne von großem Interesse für die Germanistische Sprachwissenschaft sein kann. Hier zeichnen sich Entwicklungen zwar ab, die auf den Kontakt mit einer anderen Umgebungssprache zurückzuführen sind, wobei auch älterer Wortschatz und ältere Formen bewahrt werden. Solche Diasporavarietäten deuten aber auch tendenziell an, in welche Richtung sich die deutsche Sprache entwickelt.

Claudio Di Meola und **Daniela Puato** gehen davon aus, dass Tempora viel mehr als reine Zeitreferenz kodieren sowie komplexe semantische und pragmatische Verwendungsbedingungen aufweisen und dass die Zukunftstempora Präsens und Futur I sowie die Vergangenheitstempora Perfekt und Präteritum als weitgehend parallele Tempusoppositionen herausgestellt werden können. Als Forschungsfrage gilt, ob auch Zeitabstand und Kausalzusammenhang als distinktive Faktoren für beide Tempusoppositionen fungieren können. Di Meola/Puato kommen zu der Schlussfolgerung, dass die Zukunft durch das Präsens als Ergebnis der Gegenwart, die Vergangenheit durch das Perfekt als Voraussetzung für die Gegenwart gesehen wird. Während Präsens und Perfekt also das Verbindende auf dem Zeitkontinuum voraussetzen (als unmarkierte Tempora) oder gar das Verbindende hervorheben (als Tempora der Nähe), betonen Futur I und Präteritum das Trennende und segmentieren sozusagen künstlich das Zeitkontinuum, wobei die Gegenwart deutlich von respektiver Vergangenheit und Zukunft getrennt erscheint.

Anne-Kathrin Gärtig-Bressan befasst sich mit der Opposition von Futur II und Perfekt zum Ausdruck der komplexen Zukünftigkeit. Die Autorin knüpft an eine vorausgehende Studie (Gärtig-Bressan 2021) an, in der gezeigt wurde, dass das Perfekt mit 71,7% der Belege das häufiger gewählte Tempus ist, und untersucht Faktoren, die mit einer höheren Frequenz von Futur II einhergehen. In einer weiteren Studie fokussiert Gärtig-Bressan auf das Vorkommen des Futur II im DWDS Kernkorpus zwischen 1946 und 2010. Beide Studien bestätigen, dass die Zeitrelation der komplexen Zukünftigkeit insgesamt sehr selten ist. In der bereits abgeschlossenen Studie wurde die Tendenz beobachtet, dass das Perfekt die häufiger gewählte Tempusform zum Ausdruck dieser Zeitrelation ist, während der Gebrauch von Futur II an gewisse Faktoren gebunden ist. In der Studie 2 ist zu beobachten, dass temporales Futur II unterdurchschnittlich belegt ist in der Gebrauchsliteratur und in wissenschaftlichen Texten, und dagegen besonders häufig in (zusammenfassenden) Presstexten vorkommt.

In seinem Aufsatz *Lebenswelt und Virtualität im Fauststoff: Von den Volksballaden bis zum 20. Jahrhundert* greift **Luca Zenobi** ein zentrales Motiv in der

Überlieferung und Rezeption des Fauststoffes heraus: Die Verwandlung von einer teuflisch-dämonischen Bildlichkeit in eine religiöse Mahnungsfunktion, bei der das Christliche und das Heidnische untrennbar ineinander verwoben sind. Ein Vergleich der lyrischen Balladen aus der früheren Überlieferung des Fauststoffes mit dessen Bearbeitungen in der Moderne ist Grundlage für die Hervorhebung des Wiederauftauchens wichtiger Bestandteile des ganzen Motivkomplexes auch in Faust-Adaptionen aus dem 20. Jahrhundert.

Der Beitrag von **Maria Paola Scialdone** über die literarischen Implikationen der durch die Pandemie verursachten Isolation und Abgeschiedenheit setzt sich mit dem facettenreichen »Narrativ« der Corona-Krise auseinander. Anhand einer Vielfalt von Beispielen aus der deutschsprachigen Literatur, vom *Corona-19-Roman* der Österreicherin Marlene Streeruwitz bis zu zahlreichen auch auf den Social-Media-Kanälen veröffentlichten Tagebüchern und Zeugnissen (u. a. Peter Stamm, Carolin Emcke und Marica Bodrožić) versucht die Autorin zu zeigen, wie Pandemie und Lockdown zu einer umfassenden und tiefen Reflexion über das anthropologische Zusammenspiel von Nähe und Ferne, fremd und vertraut, lokal und global Anlass gegeben haben.

In ihrem Artikel über Stefan Heym geht **Daniela Nelva** auf die biblischen und historischen Figuren und Ereignisse ein (vom König David über Defoe bis hin zur französischen Revolution), die der DDR-Autor zu einem fiktionalen, zugleich aber auch scharfe Kritik vermittelnden Bild verwebt, das sich der DDR-Kontrolle entziehen konnte. Das komplexe Spiel von Ferne und Nähe, das dabei entsteht, betrifft sowohl die politische Frage der Identität als auch die literarischen Strategien und »Tricks«, die von Heym angewandt und entwickelt wurden, um die Zensur zu umgehen.

Treue oder Verfremdung: Textnähe und Textferne in Literatur, Übersetzung und Sprachdidaktik

In der Sektion sind Beiträge gesammelt, die den (auch mündlichen) Text in übersetzungsbezogener und didaktischer Hinsicht behandeln – u. a. auch im Hinblick auf die von der Pandemie aufgeworfenen Fragen.

Elena Raponi behandelt das Thema Nähe/Distanz anhand des Theaterstückes *Alkestis* von Hofmannsthal. Sie zeigt, wie Hofmannsthals tiefgreifende symbolistische Bearbeitung von Euripides' *Alkestis*, die von der Tragödie des griechischen Tragikers zwar meilenweit entfernt ist – auch um dem zeitgenössischen Publikum das antike Werk näher zu bringen –, eigentlich aber in die Nähe des Mythos rückt und ihn wieder lebendig macht. Dabei erahnt Hofmannsthal zwar im Gleichnishaften den zarten Zusammenhang des Daseins, er gibt aber dem

Text auch eine moralische Dimension, die der Auflösung des ›Principium individuationis‹ entgegenwirkt.

In ihrem Beitrag über Karl Wolfskehl geht **Federica Rocchi** auf sein Schaffen als Übersetzer sowie als Autor von übersetzungsbezogenen Überlegungen ein. Dabei betont sie, dass Wolfskehl sich intensiv auch mit der Modernisierung von Texten der deutschen Klassiker beschäftigt hat und dass er das Übersetzungsverfahren durch die Polarisierung von Ferne und Nähe gekennzeichnet sieht, was besonders für seine literarische Tätigkeit eben im Exil außerhalb des George-Kreises und für sein verstärktes Interesse für das Judentum gelten kann. Rocchi geht v. a. auf Wolfskehls italienische Periode ein, während der er in ein weites literarisches und freundschaftliches Netzwerk deutschsprachiger Freund:innen und/oder Kolleg:innen eingespannt ist, das ihm eine kooperative Übersetzungsarbeit ermöglicht.

Ulrike Simons Beitrag ist auf das (fremdsprachen)didaktische Potenzial fokussiert, das in der Forschung zu *Linguistic Landscapes* steckt. Die Ferne kann man – v. a., wenn man die Situation während der Pandemie berücksichtigt – auch in der Nähe finden, und sie kann zum Zweck der Vermittlung der Fremdsprache Deutsch fruchtbringend verwertet werden.

In ihrem didaktisch ausgerichteten Beitrag stellt **Federica Ricci-Garotti** fest, dass das Online-Medium sich gewisser konsolidierter Merkmale der Wissenschaftssprache im Unterricht in nur geringem Maße bedient und eher den Versuch privilegiert, die Distanz zwischen den Studierenden und Dozent:innen zu reduzieren. Wie es in der Forschung üblich ist, ziehen die Antworten auf die Forschungsfragen auch in dieser Studie weitere Forschungsfragen nach sich, und zwar über die Notwendigkeit, die Distanz zwischen Lehr- und Lernpersonen bezüglich des Wissensstands in jeder Unterrichtsform, und nicht nur im Online-Kontext, zu reduzieren

In ihrem Beitrag *Annäherung der Distanz zwischen dem Deutschen und anderen Sprachen: die phonetische Konvergenz* liefern **Maria Paola Bissiri** und **Livia Tonelli** einen Überblick über die wissenschaftlichen Studien zur phonetischen Konvergenz, insbesondere zwischen Muttersprachler:innen des Deutschen und anderer Sprachen. In diesem Forschungsfeld sind noch viele phonetisch-phonologische Eigenschaften des Deutschen zu untersuchen, sowohl mit Blick auf das Phänomen der Konvergenz im Allgemeinen, als auch bei der Konvergenz zwischen Muttersprachler:innen des Deutschen und Muttersprachler:innen anderer Sprachen. Das Thema ist auch insofern interessant, als seine Erforschung zum Verständnis der Mensch-Mensch-Kommunikation sowie der Mensch-Maschine-Kommunikation beitragen kann und somit relevante Implikationen für computergestütztes Sprachenlernen hat.

Die Herausgeber:innen

Sektion 1:
Empathie, Distanz und Zugehörigkeit:
literarische und sprachliche Ausdrucksformen

Mathias Mayer (Universität Augsburg)

Annäherung durch Entfernung: Beobachtungen zu Goethe. Ein Vortrag

Goethes literarische Weltaneignung und -erkenntnis vollzieht sich als ein »gegenständliches« Verfahren der Objektivierung. Epistemologische, narrative und autobiographische Strategien werden aufgezeigt, der »Versuch als Vermittler« ebenso wie die Fiktionalisierung der eigenen Lebensgeschichte, um Lebenskrisen schöpferisch zu bewältigen. Nicht die Unmittelbarkeit, sondern der Umweg und die Spiegelung erweisen sich als hilfreich. Autobiography; Distancing; Fictionalization; Objectivity; Suicide.

1. Einleitung

Wenn es um die Vermessung der Welt Goethes geht, liegen die Kategorien von Nähe und Ferne sehr nahe. Goethe hat seine Liebe zu Frau von Stein unter dem Namen »Lida« auf die Formel vom »Glück der nächsten Nähe« gebracht, in dem späten Gedicht *Zwischen beiden Welten* (Goethe, Weimarer Ausgabe¹ I.3, S. 45). Und über den Protagonisten seines *Faust*-Dramas heißt es gleich zu Beginn, im *Prolog im Himmel*, aus dem Munde Mephistos, der ihn doch ein Stück weit kennen sollte:

Nicht irdisch ist des Thoren Trank noch Speise.
Ihn treibt die Gärung in die Ferne,
Er ist sich seiner Tollheit halb bewußt;
Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne,
Und von der Erde jede höchste Lust,
Und alle Näh und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust. (WA I.14, S. 21 f., V. 301–307)

Ja, selbst für die spannungsgeladene Verbindung von Nähe und Ferne ist Goethes Sprache hochsensibilisiert, wenn im späten Mondlied der *Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten* der Einsatz kommt, »Dämmerung senkte sich von oben, /

1 Im Folgenden zitiert als »WA« mit Abteilung, Band und Seite.

Schon ist alle Nähe fern« (WA I.4, S. 113) – ein Vers, der u. a. auch einen modernen Autor wie Jorge Luis Borges lebenslang fasziniert hat.²

Zweifellos wird man also Goethe eine große Sensibilität für den Umgang mit Nähe und Ferne bescheinigen. Sie erstreckt sich über ganz unterschiedliche Felder und Dimensionen, bis hin zur Technik, wenn es um Brillen und Fernrohre geht, – um Goethes skurrile Aversion gegen die Kurzsichtigkeit und seine Toleranz gegenüber dem technisch gestützten Blick in die Ferne. In der Umgebung der seherischen Makarie in den *Wanderjahren* verweilt Wilhelm Meister einmal auf der Sternwarte, sein Blick fällt auf Jupiter, das Glücksgestirn. Und der Astronom lässt ihn durch ein »vollkommenes Fernrohr in bedeutender Größe [...] als ein himmlisches Wunder anschauen« (WA I.24, S. 182).

Von hier aus ist es dann nicht weit, an Lynkeus, den Türmer, zu denken, wenn er sein Lied anstimmt, mit dem er den Kosmos einer geordneten Welt beschwört:

Zum Sehen geboren,
 Zum Schauen bestellt,
 Dem Thurme geschworen
 Gefällt mir die Welt.
 Ich blick' in die Ferne,
 Ich seh' in der Näh
 Den Mond und die Sterne,
 Den Wald und das Reh. (WA I.15/1, S. 302, V. 11288–11295)

Die Beobachtung solcher Konstellationen von Nähe und Ferne würde wenig Sinn machen, wenn sie sich nicht auf eine poetologische Perspektive beziehen ließe. Die Aufgabe liegt also zunächst darin zu klären, ob Goethes Verbindung von Nähe und Ferne sich als ein kreatives Muster seines Schreibens darstellen lässt. Dabei ist im weiteren Horizont auch an seine Auseinandersetzung mit der »Weltliteratur« zu denken, in der Fernes in die Nähe heranrückt.

2. Autobiographie als Entlastung

Es ist dann kein Zufall, dass diese Frage in engem Zusammenhang steht mit Goethes Verhältnis zum eigenen Leben, zur lebendigen Erfahrung, zur Biographie. Dabei spielt natürlich der Umstand eine Rolle, dass wir mit *Dichtung und*

2 In seinem späten Werk *Siete noches* von 1980 heißt es am Ende des Vortrags über die Blindheit: »Ich möchte mit einem Vers Goethes schließen. Mein Deutsch ist fehlerhaft, aber ich glaube, ich kann diese Worte ohne allzu viele Irrtümer wiedergeben: ›Alle Nähe werde fern«, ›todo lo cercano se aleja«. Goethe schrieb dies über die Abenddämmerung. Alles Nahe wird fern, das stimmt. In der Abenddämmerung entfernen sich die nächsten Dinge von unseren Augen, so, wie sich die sichtbare Welt von meinen Augen entfernt hat, vielleicht endgültig« (Borges 1992, S. 200).

Wahrheit mehr als nur eine autobiographische Erzählung vor uns haben, handelt es sich doch hier immer auch um eine Reflexion poetisch-therapeutischer Daseinsbewältigung. Darüber lässt sich Goethe selbst in einer für unsere Überlegung zentralen Stelle folgendermaßen vernehmen:

Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige was mich erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deßhalb zu beruhigen. (WA I.27, S. 109f.)

In dieser Passage konzentriert sich jene offenbar lebenserhaltende wie kreative Potenz, die man mit dem Namen »Goethe« verknüpfen kann, nämlich Krisen der Lebenserfahrung durch Gestaltung zu bewältigen. Ich möchte vorschlagen, dieses alles andere als banale Verfahren als eine Annäherung durch Entfernung zu beschreiben. Dabei ist an Folgendes gedacht: Offenbar gelingt Goethe die Auseinandersetzung mit den Brüchen und Widerständen des Lebens, mit Untreue und Abschieden, nicht unmittelbar, sondern sie bedarf einer Vermittlung, eines Abstandes, der erst die Bewältigung ermöglicht. Es handelt sich somit um eine Art kreativen Umweg, – von dem noch zu klären sein wird, ob er in dieser eher negativen Konnotation als »Umweg« richtig beschrieben ist.

Es wäre das Experiment wert, das Wort »Entfernung« gleichsam dynamisch zu verstehen, als Ent-fernung. An dieser Stelle bietet es sich an, sich eines Gedankens zu versichern, der die Konzeption von Nähe und Ferne in ein bewegliches Verhältnis bringt und insofern hilfreich sein kann, das Goethe'sche Verfahren ein Stück weit auch theoretisch zu beleuchten. Im § 70 seiner existential-ontologischen Abhandlung *Sein und Zeit* spricht Martin Heidegger von der »Zeitlichkeit der daseinsmäßigen Räumlichkeit«. Zumindest die dort aufgezeigte Existenzweise des menschlichen Daseins scheint mir für unsere Überlegung hilfreich, wenn Heidegger davon spricht, dass das »Sicheinräumen des Daseins [...] durch Ausrichtung und Ent-fernung« konstituiert werde, d. h. durch Prozesse der Näherung, des »ent-fernend auf das Nächste zurück«-Kommens (Heidegger 1977, S. 368f.). Mag man gegenüber Heideggers kraft- oder auch gewaltvoller Etymologie berechtigte Bedenken anmelden, die im Lemma »Entfernung« angelegte Doppelsinnigkeit gilt es gleichwohl zu bedenken, und sei es im »Gegensinn der Urworte« (vgl. Freud 1970, S. 229–234).

Versuchen wir an dieser Stelle mit einem ersten Beispiel zu operieren. Nicht wenige der Goethe'schen Texte geben eine solche Strategie der Annäherung durch Entfernung unumwunden zu, Goethe selbst hat im Anschluss an die vorhin zitierte Stelle von seinem Werk als »Bruchstücken einer großen Confession« (WA I.27, S. 110) gesprochen, womit eine biographische Verengung der Lektüre begünstigt scheint. Wie diese kreative Strategie im Einzelnen zum Ein-

satz gekommen ist, lässt sich an einigen zentralen Stationen des frühen Werkes verfolgen. Schauen wir uns zuerst den *Götz von Berlichingen* an, der sich dann keineswegs nur als Gründungsdokument des deutschen Geschichtsdramas nach dem Vorbild Shakespeares beschreiben lässt. Anders als im Falle des *Faust* gibt die Autobiographie über die Entstehung und die Quellen des Stückes reichhaltig Auskunft, wobei für die hier verfolgte Fragestellung vor allem eine persönliche Betroffenheit maßgebend sein kann. Blenden wir also andere Aspekte dieser Werkgenese einmal aus und schauen wir auf den autobiographischen Maßstab, etwa wenn es im Zwölften Buch der Autobiographie über die heikle Episode in Sesenheim und die Begegnung mit Friederike Brion heißt:

Aber zu der Zeit, als der Schmerz über Friederikes Lage mich beängstigte, suchte ich, nach meiner alten Art, abermals Hülfe bei der Dichtkunst. Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer innern Absolution würdig zu werden. Die beiden Marien in *Götz von Berlichingen* und *Clavigo*, und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wohl Resultate solcher reuigen Betrachtungen gewesen sein. (WA I.28, S. 120)

3. Die Strategie des Märchenerzählers

Das Prinzip der Bewältigung durch Gestaltung, ja durch Fiktionalisierung, wird hier mit einem Leitwort der Autobiographie-Tradition versehen, das sich schon vorher angekündigt hatte (WA I.27, S. 110), mit der Beichte. Freilich ist Goethes Autobiographie weit von der theologischen Struktur der *Confessiones* des Augustinus entfernt, und kaum weniger weit von mancher Selbstdarstellung und Selbstkasteiung der *Confessions* von Rousseau. Seine »Beichte« ist vorwiegend eine poetisch gestaltete, die auf das Prinzip der Entfernung als Annäherung setzt.

Aber natürlich liegt es nahe, gerade den Schmerz und das schlechte Gewissen in einer solchen Form poetischer Auslagerung zu verarbeiten. Das lässt sich denn auch im Kernbereich der Autobiographie noch ein Stück deutlicher verfolgen, dort nämlich, wo Goethe von der engen Verbindung zwischen Lebensschmerz und Literatur spricht, und zwar in der Mitte dieses großen Textes, an der Grenze zwischen dem 10. und 11. Buch. Denn Goethe muss ja sozusagen Rechenschaft darüber ablegen, wie es zum unglücklichen Ende dieser glücklichen Episode mit Friederike Brion gekommen ist. Ging es doch dabei um nichts weniger als die Frage, ob er sich für die Liebe und ein bürgerliches Leben oder für die Kunst entscheiden sollte. Und auch wenn dabei die Unterschiede zwischen städtischer und ländlicher Mentalität ins Spiel gebracht werden, so bleibt es doch nicht aus, dass der zentrale Vorgang der Enttäuschung, der Unerfüllbarkeit dieser Liebe auch dichterisch gestaltet werden musste, dass also die Annäherung an diesen schmerzhaften Vorgang der Trennung zugleich dichterisch entfernt und da-

durch eingeholt oder gespiegelt werden musste. Und schon von Anfang an war ja diese Sesenheimer Episode auf literarische Hintergründe bezogen worden. Aus dem Austausch mit Herder in Straßburg war die Lektüre von Oliver Goldsmith hervorgehoben worden, sein *Vicar of Wakefield* gilt Goethe als »der vielleicht schönste Gegenstand einer modernen Idylle« (WA I.27, S. 341). Noch während es zwischen Herder und ihm umstritten bleibt, ob es sich hier eher um ein Kunstprodukt oder ein Naturerzeugnis handele, wird der Stoff des Romans unter der Hand zum Szenarium der Besuche im Pfarrhaus zu Sesenheim, in dem Goethe dann zu seinem eigenen Erstaunen eine Art Wiederholung des Romans in der Wirklichkeit erfährt. Eine solche Spiegelung von Natur und Kunst setzt er selbst, der sich zunächst inkognito im Pfarrhof eingeführt hatte, auch als angehender Schriftsteller um, wenn er in der berühmten Laube seinerseits als Erzähler auftritt. Er greift auf eine Urform des literarischen Erzählens zurück, auf das Märchen, immerhin die Urform der Poesie (!), das im Rahmen der Autobiographie schon einmal wertvollen Dienst geleistet hatte: Um sein eigenes poetisches Talent zu belegen, hat Goethe im 2. Buch das Knabenmärchen *Der neue Paris* eingefügt, um damit in einem Modell seine poetische Verfahrensweise zu illustrieren.

1771, während der Liebe zu Friederike, wählte er das Märchen von der neuen Melusine, das aber nicht als Textintarsie in die Autobiographie eingelassen wird, sondern sich später als eine Binnenerzählung in *Wilhelm Meisters Wanderjahre* findet. In der Gestalt des Märchens wird auf einem poetischen Umweg sozusagen das Scheitern der Liebesbeziehung zu Friederike Brion bereits vorweggenommen. Wie wir aus der späteren Niederschrift im Roman wissen, handelt es sich um eine märchenhafte, gleichwohl erotische und sexuelle Verbindung zwischen einem etwas losen, nicht sonderlich gewissenhaften Leichtfuß, der durch die Welt vagabundiert, und einem Elementargeist. Die *neue* Melusine ist im Unterschied zur *alten* Überlieferung des Stoffes von der Mère Lusignan nicht halb Mensch, halb Fisch, was eigentlich unentdeckt bleiben soll: Als der Liebhaber in der alten Version sie entgegen einem Verbot doch samstags in der Badewanne mit einem Fischschwanz liegen sieht, ist der Zauber vorbei und die Trennung unvermeidlich. Anders bei Goethe: Hier ist das zauberhafte und fesselnde Mädchen von hohem Geblüt, sie stammt aus einem alteingesessenen Adelsgeschlecht, allerdings von Zwergen, die angesichts zunehmender Verkleinerung vom Aussterben bedroht sind und daher nach einem zeugungswilligen und kräftigen jungen Mann Ausschau halten müssen, um das Geschlecht zu erhalten. Nun ist allerdings der Goethe'sche Abenteurer zwar Feuer und Flamme für die schöne Frau, die offenbar gelegentlich in ihre ursprüngliche Minimalform zurückkehren muss, aber er verletzt doch ihre Gefühle und auch die zwischen ihnen getroffenen Abmachungen, so dass es, trotz ihrer Schwangerschaft, zu einer Trennung kommen muss: Nein, eine letzte Möglichkeit bleibt, nämlich, dass er bereit wäre, mit ihr zusammen sich auf Zwergenmaß einschränken zu lassen, – aber diese

Form der »Entsagung« (die ja eine Leitfigur des Romans ist) kann er nicht leisten, am Ende befreit er sich gewaltsam aus der schon halbherzig eingegangenen Ehe und dem Zwergenwuchs.

Wir wissen freilich nicht, wie genau die mündliche Erzählung im Frühjahr 1771 mit der 1821 erstmals publizierte Fassung aus dem Roman übereinstimmt, – Goethes Kommentar zu dieser Sesenheimer Episode klingt eher skeptisch, wenn er sagt:

Sollte jemand künftig dieses Märchen gedruckt lesen und zweifeln, ob es eine solche Wirkung hervorbringen können, so bedenke derselbe, daß der Mensch eigentlich nur berufen ist, in der Gegenwart zu wirken. Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede. (WA I.27, S. 373)

Und doch ist diesem berühmten Zeugnis nicht restlos zu trauen, denn gerade der mündliche Vortrag eines solchen Märchens ist offenbar nicht alleine in der »Gegenwart« Friederikes angesiedelt, sondern zugleich schon vorweggenommenes Spiegelbild der drohenden Distanzierung, also nur eine Annäherung, die zugleich einen Vorbehalt zum Ausdruck bringt. Mag dem etwas selbstverliebten und auch eher gewissenlosen Erzähler und Liebhaber des Märchens von der neuen Melusine etwas von jener Portion schlechten Gewissens angehören, die Goethe dann auch dem Weislingen im *Götz* oder dem Clavigo zugewiesen hat, – jedenfalls wird sich Goethe offenbar nicht auf die »kleinen« Verhältnisse der Familie Brion einlassen können, auch er steigt aus dieser Beziehung aus, deren unwahrscheinliches Gelingen er durch das ironische Scheitern der Liebe im Märchen gleichsam vorausdeutet.

Es ist auffällig, dass Goethe im Rahmen dieses 10. und 11. Buches in einer Art gleitendem Übergang zunächst von Ebenbildern (WA I.27, S. 371), dann von Gegenbildern (WA I.28, S. 26) spricht, die zwischen dem Märchen und der Wirklichkeit vermitteln, später ist dann noch von Nachbildern (WA I.28, S. 28) bzw. dem Trugbild (WA I.28, S. 84) die Rede, wenn Goethe sich nach dem Abschied von Friederike in einer Art Doppelgänger-Phantasie sich selbst entgegenreitet sieht. Neben solchen semantischen Verschiebungen gibt es auch eine mediale Ebene, die der Ent-fernung von der Geliebten Rechnung trägt und die belastete Präsenz in eine zunehmend kreative Abwesenheit verwandelt. Gemeint sind nun die Briefe, die Goethe mit Friederike wechselt, die es erlauben, das Problematische der Beziehung zu verarbeiten. »Auch ich schrieb sehr gern an sie: denn die Vergegenwärtigung ihrer Vorzüge vermehrte meine Neigung auch in der Abwesenheit, so daß diese Unterhaltung einer persönlichen wenig nachgab, ja in der Folge mir sogar angenehmer, theurer wurde« (WA I.28, S. 25). Einmal mehr wird deutlich, wie sehr das Herzstück der Autobiographie, die Brücke und die Lücke über und zwischen dem 10. und 11. Buch in der Laube zu Sesenheim, als Zentrum der Goethe'schen Werkstrategie beschrieben werden kann. Un-

mittelbar vor dem Abschied heißt es in einer etwas ausführlicheren Formulierung:

Wenn gleich die Gegenwart Friederikens mich ängstigte, so wußte ich doch nichts Angenehmeres, als abwesend an sie zu denken und mich mit ihr zu unterhalten. Ich kam seltener hinaus [von Straßburg nach Sesenheim], aber unsere Briefe wechselten desto lebhafter. Sie wußte mir ihre Zustände und Heiterkeit, ihre Gefühle mit Anmuth zu vergegenwärtigen, so wie ich mir ihre Verdienste mit Gunst und Leidenschaft vor die Seele rief. Die Abwesenheit machte mich frei, und meine ganze Zuneigung blühte erst recht auf durch die Unterhaltung in der Ferne. (WA I.28, S. 81)

4. Suizidvermeidung

Nehmen wir noch ein zweites zentrales Beispiel hinzu, die Entstehung des *Werther*-Romans. Dabei spielen die Vermeidung des Freitodes und die Selbsttherapie durch die Schrift eine ganz entscheidende Rolle. Wenn nämlich Goethe im 12. Buch erstmals auf den »Werther« zu sprechen kommt, schaltet er folgende Zwischenbemerkung ein: »Und indem nun der Verfasser zu dieser Stufe seines Unternehmens gelangt, fühlt er sich zum ersten Mal bei der Arbeit leicht um's Herz: denn von nun an wird dieses Buch erst was es eigentlich soll« (WA I.28, S. 150). Die Entstehung des Romans wird aus ganz unterschiedlichen Voraussetzungen erläutert, aus der persönlich erfahrenen Begegnung mit Kestner und Charlotte Buff, aus der literarischen Melancholie-Mode sodann, und schließlich auch aus der Erschütterung durch den Selbstmord des befreundeten Jerusalem. Die psychischen Erschütterungen sind auch in der Autobiographie ernsthafter beglaubigt, als dies im folgenden Zitat deutlich werden kann; es bietet dafür das Paradigma eines Übergangs vom Dolch zur Feder, mithin für die Bannung einer Existenzkrise durch die Phantasie. Eine problematische Nähe wird durch Entfernung bearbeitet:

Unter einer ansehnlichen Waffensammlung besaß ich auch einen kostbaren wohlgeschliffenen Dolch. Diesen legte ich mir jederzeit neben das Bette, und ehe ich das Licht auslöschte, versuchte ich, ob es mir wohl gelingen möchte, die scharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Brust zu senken. Da dieses aber niemals gelingen wollte, so lachte ich mich zuletzt selbst aus, warf alle hypochondrischen Fratzen hinweg, und beschloß zu leben. Um dieses aber mit Heiterkeit thun zu können, mußte ich eine dichterische Aufgabe zur Ausführung bringen, wo alles was ich über diesen wichtigen Punct empfunden, gedacht und gewähnt, zur Sprache kommen sollte. (WA I.28, S. 220f.)

Wenige Zeilen später heißt es:

Auf einmal erfahre ich die Nachricht von Jerusalems Tode. (WA I.28, S. 220f.)

Eine Abwägung der Bestandteile von nachträglicher Dichtung und biographisch-authentischer Wahrheit ist hier nicht anzustellen; vielmehr geht es mit diesem hier beschriebenen Umschlag von Lebensverzweiflung in die Schreibwerkstatt um Goethes dezidierte Stellungnahme zur Verbindung von medizinischem und poetologischem Diskurs, es geht des Weiteren um die Integration pietistisch-melancholischer Selbstbeobachtungen, die Goethe ja aus eigener Erfahrung vertraut waren, und schließlich auch um die Begründung seines eigenen poetologischen Prinzips. Indem er nämlich in *Dichtung und Wahrheit* die Werther-Gestalt wieder erstaunlich nahe an seine eigene Person heranrückt, spiegelt sich in der Entstehungsgeschichte dieses Romans das autobiographische Schreiben selbst: Wenn hier, so Goethe selbst, eine »Unterscheidung zwischen dem Dichterischen und dem Wirklichen« nicht möglich gewesen sein soll (WA I.28, S. 224), wenn er sich nach der Niederschrift wie nach einer »Generalbeichte« froh und frei, »zu einem neuen Leben berechtigt« fühlte (WA I.28, S. 225), dann wird der *Werther* als ein Spiegel autobiographischer Literatur erst recht deutlich. Natürlich ist es schon lange ein Gemeinplatz der Goethe-Philologie geworden, die Rede von den »Bruchstücken einer großen Konfession« zu problematisieren; dass diese Konfessionalität aber ihren Kern in der Generalbeichte eines gerade in die Schrift verschobenen Freitodes hat, belegt, wie ich meine, die singuläre Stellung von Goethes Autobiographie. Diese Singularität würde ich nicht schlichtweg in einem doch eher nebulösen Niveau sehen, sondern vor allem in der Transparenz, mit der die autobiographische Schreibsituation reflektiert wird.

5. Erkenntnistheorie und Poetik

Neben den poetischen und autobiographischen Dimensionen dieses Zusammenhangs von Annäherung durch Entfernung sind aber weitere Aspekte in den Blick zu nehmen. Dabei spielen erkenntnistheoretische und auch psychologische Beobachtungen eine wichtige Rolle. Nach einem Wiedersehen mit Carl Friedrich Zelter lässt sich der 80-jährige Goethe auf eine besondere Weise vernehmen: »Die Gegenwart hat wirklich etwas Absurdes; man meint das wär' es nun, man sehe, man fühle sich, darauf ruht man; was aber aus solchen Augenblicken zu gewinnen sey, darüber kommt man nicht zur Besinnung. Wir wollen uns hierüber so ausdrücken: der Abwesende ist eine ideale Person; die Gegenwärtigen kommen sich einander ganz trivial vor« (WA IV.46, S. 110). Und mit einer erstaunlich dialektisch gehaltenen Vorstellung fährt Goethe fort: »Es ist ein närrisch Ding, daß durch's Reale das Ideelle gleichsam aufgehoben wird.«³

3 In einem luziden Artikel verweist David E. Wellbery unter Hinweis auf Clément Rossets *Traité de l'Idiotie*, Paris 1977, jetzt auf die »Idiotie des Realen« (Wellbery 2022, S. 45).

Demnach steht Goethes Wahrnehmung von Gegenwart und Präsenz unter einem absurden Vorzeichen, mithin unter dem Vorbehalt, dass das Reale und positiv Gegebene nicht alleine befriedigend erfahren werden kann. Der Augenblick des »Wiederfindens«, so wäre mit dem Gedicht dieses Titels aus dem *West-östlichen Divan* zu sagen, lässt »die Nacht der Ferne« zwar als Abgrund und Schmerz erscheinen; gleichwohl bleibt der Moment des Wiederfindens von einem Riss geprägt, der die erlittene Ferne in die jetzt erreichte Nähe einbezieht,

Eingedenk vergangner Leiden
 Schaudr' ich vor der Gegenwart. (WA I.6, S. 188)

Der Gegenwart bleibt sozusagen ihre Ent-fernung eingeschrieben, ihre Unmittelbarkeit ist kaum erreichbar. Nähe und Ferne stehen im Verhältnis einer prekären Balance. Diese widersprüchliche, von Goethe bis in die Dialektik verfolgte Diskrepanz wird immer wieder in seiner Liebeslyrik entfaltet und durchgearbeitet. Aus dem Umkreis der Gedichte an Ulrike von Levetzow, aus den Marienbader Aufhalten 1822/23, stammt ein kleiner Vierzeiler, den Goethe nicht selbst veröffentlicht hat, und der doch viele dieser Spannungen sehr deutlich auf den Punkt zu bringen vermag:

Die Gegenwart weis nichts von sich,
 Der Abschied fühlt sich mit Entsetzen,
 Entfernen zieht dich hinter dich,
 Abwesenheit allein versteht zu schätzen. (WA I.3, S. 384)

Das für die Lida-Zeit beschworene »Glück der nächsten Nähe« erweist sich zunehmend als problematisch, denn auch das »Glück« ist mythologisch jener Fortuna-Gestalt angepasst, die davon berichtet, dass man es beim Schopf packen müsse, also bei den vorne herunterhängenden Haaren. Denn dreht sich das Glück um, ist die Gunst des Augenblicks verloren, da sie am Hinterkopf keine Haare trägt. »Da steht es nah – und man verkennt das Glück«, heißt es in einem skeptischen Vers, den Goethe in Erinnerung an den *Werther* geschrieben hat (WA I.3, S. 19).

Als einer der Auswege aus dem Dilemma der kaum zu ergreifenden Gelegenheit bietet sich für Goethe das Stichwort des Objekts und der Objektivierung an. Immer wieder bemüht er sich, wie es etwa in den *Tag- und Jahreshften* für 1789 heißt, sich selbst »zu verleugnen und das Object so rein, als nur zu thun wäre, in mich aufzunehmen« (WA I.35, S. 12). Die erkenntnistheoretische Opposition von Subjekt und Objekt ist dabei eine höchst entscheidende, jedenfalls entscheidend hilfreiche Perspektive zur Beschreibung von Annäherung durch Entfernung, geht es doch um die dynamische Zusammenführung zweier Pole, die sich in ihrer Autarkie nicht als lebensfähig erweisen würden. »Wo Objekt und Subjekt sich berühren, da ist Leben« heißt es in einem Gespräch vom 28. 8. 1827